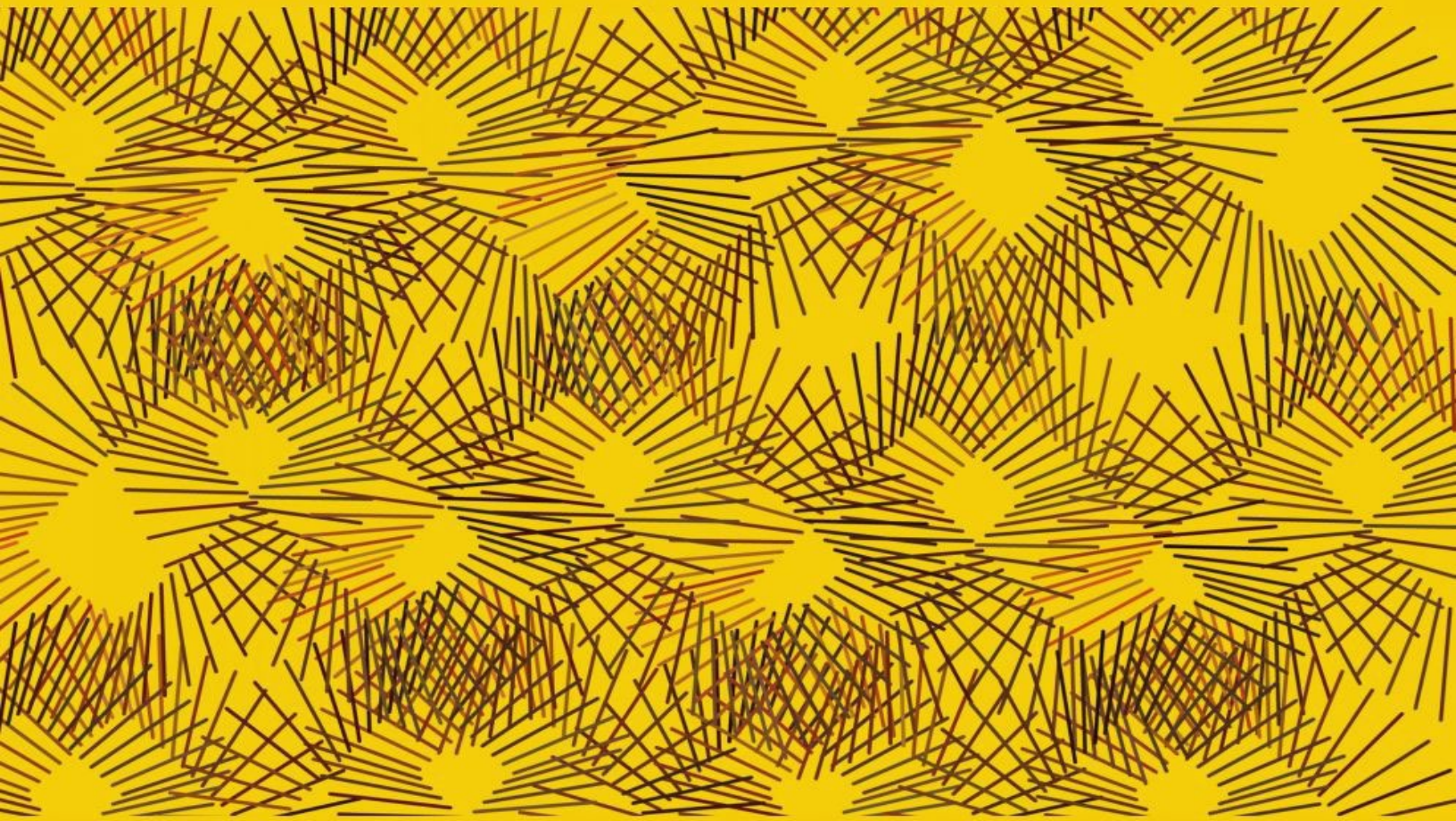


ERNST WEIß



GEORG
LETHAM

ARZT UND MÖRDER

Georg Letham - Arzt und Mörder

Ernst Weiß

Inhalt:

[Ernst Weiß - Biografie und Bibliografie](#)

[Georg Letham - Arzt und Mörder](#)

[Erstes Kapitel](#)

[I](#)
[II](#)
[III](#)
[IV](#)
[V](#)
[VI](#)
[VII](#)
[VIII](#)
[IX](#)
[X](#)
[XI](#)
[XII](#)
[XIII](#)
[XIV](#)
[XV](#)
[XVI](#)

[Zweites Kapitel](#)

I
II
III
IV
V
VI
VII
VIII
IX
X
XI
XII
XIII
XIV
XV
XVI
XVII

Drittes Kapitel

I
II
III
IV
V
VI
VII
VIII
IX
X

Viertes Kapitel

I
II

III
IV
V
VI
VII
VIII
IX
X
XI
XII

Fünftes Kapitel

I
II
III
IV
V
VI
VII
VIII
IX
X
XI
XII
XIII
XIV
XV
XVI
XVII
XVIII
XIX
XX

Sechstes Kapitel

[I](#)
[II](#)
[III](#)
[IV](#)
[V](#)
[VI](#)
[VII](#)
[VIII](#)
[IX](#)
[X](#)
[XI](#)
[XII](#)
[XIII](#)
[XIV](#)
[XV](#)
[XVI](#)
[XVII](#)
[XVIII](#)
[XIX](#)
[XX](#)
[XXI](#)

[Siebentes Kapitel](#)

[I](#)
[II](#)
[III](#)
[IV](#)
[V](#)
[VI](#)
[VII](#)
[VIII](#)
[IX](#)
[X](#)
[XI](#)
[XII](#)

XIII
XIV
XV
XVI
XVII
XVIII
XIX
XX

Georg Letham, Ernst Weiß
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster

ISBN: 9783849639631

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Ernst Weiß - Biografie und Bibliografie

Österreichischer Arzt und Schriftsteller, geboren am 28. August 1882 in Brünn, verstorben am 15. Juni 1940 in Paris. Der aus einer jüdischen Familie stammende Weiß war der Sohn des Tuchhändlers Gustav Weiß und dessen Ehefrau Berta Weinberg. Am 24. November 1886 starb der Vater. Trotz finanzieller Probleme und mehrfacher Schulwechsel (unter anderem besuchte er Gymnasien in

Leitmeritz und Arnau) bestand Weiß 1902 erfolgreich die Matura (Abitur). Anschließend begann er in Prag und Wien Medizin zu studieren. Dieses Studium beendete er 1908 mit der Promotion in Brünn und arbeitete danach als Chirurg in Bern bei Emil Theodor Kocher und in Berlin bei August Bier.

1911 kehrte Weiß nach Wien zurück und fand eine Anstellung im Wiedner Spital. Aus dieser Zeit stammt auch sein Briefwechsel mit Martin Buber. Nach einer Erkrankung an Lungentuberkulose hatte er in den Jahren 1912 und 1913 eine Anstellung als Schiffsarzt beim österreichischen Lloyd und kam mit dem Dampfer Austria nach Indien, Japan und in die Karibik.

Im Juni 1913 machte Weiß die Bekanntschaft von Franz Kafka. Dieser bestätigte ihn in seiner schriftstellerischen Tätigkeit, und Weiß debütierte noch im selben Jahr mit seinem Roman Die Galeere.

1914 wurde Weiß zum Militär einberufen und nahm im Ersten Weltkrieg als Regimentsarzt in Ungarn und Wolhynien teil. Nach Kriegsende ließ er sich als Arzt in Prag nieder und wirkte dort in den Jahren 1919 und 1920 im Allgemeinen Krankenhaus.

Nach einem kurzen Aufenthalt in München ließ sich Weiß Anfang 1921 in Berlin nieder. Dort arbeitete er als freier Schriftsteller, u.a. als Mitarbeiter beim Berliner Börsen-Courier. In den Jahren 1926 bis 1931 lebte und wirkte Weiß in Berlin-Schöneberg. Am Haus Luitpoldstraße 34 erinnert daran eine Gedenktafel. Im selben Haus wohnte zeitweise der Schriftsteller Ödön von Horváth, mit dem Weiß eng befreundet war.

1928 wurde Weiß vom Land Oberösterreich mit dem Adalbert-Stifter-Preis ausgezeichnet. Außerdem gewann er im selben Jahr bei den Olympischen Spielen in Amsterdam eine Silbermedaille im Kunst-Wettbewerb.

Kurz nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 verließ er Berlin für immer und kehrte nach Prag zurück. Dort pflegte er seine Mutter bis zu deren Tod im Januar 1934. Vier Wochen später emigrierte Weiß nach Paris. Da er dort als Arzt keine Arbeitserlaubnis bekam, begann er für verschiedene Emigrantenzeitschriften zu schreiben, u.a. für Die Sammlung, Das Neue Tage-Buch und Maß und Wert. Da er mit diesen Arbeiten seinen Lebensunterhalt nicht decken konnte, unterstützten ihn die Schriftsteller Thomas Mann und Stefan Zweig.

Ernst Weiß letzter Roman Der Augenzeuge wurde 1939 geschrieben. In Form einer fiktiven ärztlichen Autobiographie wird von der „Heilung“ des hysterischen Kriegsblinden A.H. nach der militärischen Niederlage in einem Reichswehrlazarett Ende 1918 berichtet. Nach der Machtergreifung der Nazis 1933 wird der Arzt, weil Augenzeuge, in ein KZ verbracht: Sein Wissen um die Krankheit des A.H. könnte den Nazis gefährlich werden. Um den Preis der Dokumentenübergabe wird „der Augenzeuge“ freigelassen und aus Deutschland ausgewiesen. Nun will er nicht mehr nur Augenzeuge sein, sondern praktisch-organisiert kämpfen und entschließt sich, auf der Seite der Republikaner für die Befreiung Spaniens und gegen den mit Nazideutschland politisch verbündeten Franquismus zu kämpfen.

Als Weiß am 14. Juni 1940 den Einmarsch der deutschen Truppen in Paris von seinem Hotel aus miterleben musste, beging er Suizid, indem er sich in der Badewanne seines Hotelzimmers die Pulsadern aufschnitt, nachdem er Gift

genommen hatte. Im Alter von 57 Jahren starb Ernst Weiß am 15. Juni 1940 im nahegelegenen Krankenhaus.

Wichtige Werke

- Die Galeere, Roman, S. Fischer, Berlin 1913
- Der Kampf, Roman, S. Fischer, Berlin 1916 (seit 1919 Franziska)
- Tiere in Ketten, Roman, S. Fischer, Berlin 1918
- Das Versöhnungsfest, Eine Dichtung in vier Kreisen, in: Der Mensch (Zeitschrift), 1918
- Mensch gegen Mensch, Roman, Verlag Georg Müller, München, 1919
- Tanja, Drama in 3 Akten, UA 1919 in Prag
- Stern der Dämonen, Erzählung, Genossenschaftsverlag Wien/Leipzig 1920
- Nahar, Roman, Kurt Wolff Verlag, München 1922
- Hodin, Erzählung, Verlag H. Tillgner, Berlin 1923
- Die Feuerprobe, Roman, Verlag Die Schmiede, Berlin 1923
- Atua, Erzählungen, Kurt Wolff Verlag, München 1923
- Der Fall Vukobrankovics, Kriminalreportage, Verlag Die Schmiede, Berlin 1924
- Männer in der Nacht, Roman (um Balzac), Propyläen Verlag, Berlin 1925
- Dämonenzug, Erzählungen, Ullstein, Berlin 1928
- Boëtius von Orlamünde, Roman, S.Fischer, Berlin 1928 (seit 1930 Der Aristokrat)
- Georg Letham. Arzt und Mörder, Roman, Zsolnay, Wien 1931
- Der Gefängnisarzt oder Die Vaterlosen, Roman, Verlag Julius Kittls Nachf., Mährisch-Ostrau, 1934
- Der arme Verschwender, Roman, Querido Verlag, Amsterdam 1936
- Jarmila, Novelle, 1937
- Der Verführer, Roman, Humanitas Verlag, Zürich 1938

Der Text ist unter der Lizenz „Creative Commons Attribution/Share Alike“ verfügbar; zusätzliche Bedingungen können anwendbar sein. Im Gesamten ist dieser Text zu finden unter http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Wei%C3%9F_%28Schriftsteller%29.

Georg Letham - Arzt und Mörder

Es bleibt uns unvollkommenen Menschen nicht erspart, entweder als Angeklagte, oder als Zeugen dem noch viel unvollkommeneren Weltprozeß beizuwohnen. Grausamkeit und Sinnlosigkeit sind das Ergebnis unserer Erfahrungen, und diese Beobachtungen wiederholen sich während der kärglichen Zeit unseres Daseins zum Überdruß. Dieser Grundwissenschaft gegenüber stellt sich keiner blind. Ewige Not des Einzelnen, vergeblich durch rücksichtslosen Kampf aller gegen alle bekämpft, – Schmerz, Leid der Seele, Qual des Körpers in unvorstellbarem Ausmaß, und dabei idiotische Kraft – und Materialvergeudung der Natur in dieser wohlgeordnetsten aller Welten –, wer soll daraus klug werden?

Klug werden, wissend werden – man versucht es vom ersten bis zum letzten Tage – versucht es und erreicht es nie. Was soll ein denkender und willenskräftiger Mann also dann anstreben außer dem augenblicklichen Genuß? Und was kann denn dieser Genuß anderes sein als ein Rausch, den man, will man ihn wiederholen, ein jedesmal mit viel größeren Mengen des Rauschmittels herbeizwingen muß? Muß man aber jedesmal von neuem immer brutalere

Anstrengungen machen, um sich das Dasein auch nur erträglich zu gestalten, dann wird jener Augenblick sehr bald gekommen sein, in welchem man sich gegen das Gesetz der Sozialität und menschlicher Solidarität vergeht, da man in die Rechte der anderen rücksichtslos eingreift, und nichts ist natürlicher, als daß sich diese anderen dagegen wehren und den Rechtsverbrecher unschädlich zu machen versuchen.

Die tiefe und wahrhaft schauerliche, katastrophale Unordnung und Sinnlosigkeit der Natur und der Umwelt, das, was wir in der naturwissenschaftlichen Welt das Pathologische, in der sittlichen Welt das Verbrecherische nennen, sie bleiben bestehen, sie rühren sich im Laufe der Zeiten und Begebenheiten nicht fort aus ihrer Existenz, und die Miene der Natur, die Struktur der Gesellschaft, sie behalten auch nach den furchtbarsten Katastrophen den Ausdruck des tierischen, stupiden Ernstes nach wie vor. Niemand außer dem bemitleidenswerten, weil denkenden Menschen aber ist gezwungen, dies alles wissend und begreifend mitansehen zu müssen. Füge dich in die Gesamtheit ein! Aber wie? Staaten sind stupid wie Einzelne. Setze deine Kräfte ein! Hilf! Versuche zu ändern! Ändern? Aber wo?! Könnte man doch nur helfen! Aber in neunhundertneunundneunzig Fällen von tausend versagt die Kraft des Einzelnen. Könnte man wenigstens an eine übersinnliche Ordnung der Welt glauben, an einen großen Gedanken sich anklammern, heiße er nun Jesus Christ oder Vaterland oder – Wissenschaft!

Schönheit, Frieden, Harmonie – alles das ist auch nur ein Rausch. Etwas Halt gewinnt der Einzelne nur durch Reichtum und Wissen.

Zum Helfen zu schwach und zum Glauben von Kindesbeinen an unfähig gemacht, allen antisozialen

Trieben meines Innern (der Erbsünde?) ausgeliefert, von den Mitmenschen niemals durchschaut und daher im tiefsten Grunde stets allein; von inneren Widersprüchen hin- und hergeschüttelt wie ein Malariakranker zwischen Untertemperatur und Übertemperatur, zwischen Gluthitze und Fieberfrösteln – Ansätze zu wissenschaftlicher Forschung im Kopfe, aber keine Hoffnung in der mit jedem Jahr nur älter, aber nicht reifer werdenden Seele, – ein Menschenleben auf dem Gewissen, aber kein eigentliches Gewissen in seinen, in sich selbst unauflöselichen, widerspruchsvollen Charakterzügen – das ist mein Ich? Nein nur ein Teil meines Ich.

Ja, ein solches Dasein nicht nur zum Teile, sondern in seiner Gänze zu beschreiben, das könnte vielleicht eine Aufgabe des modernen Romans sein.

Ist es nicht schon viel, daß ich mein Leben nicht nur durchgemacht habe, sondern es auch noch darzustellen versuche? Dieser Versuch braucht Kraft und Klarheit, mehr an Kraft und Klarheit vielleicht, als ich mir selbst zutrauen sollte. So entsteht, das fühle ich schon heute, schwerlich ein geschlossenes, alle Menschenherzen bewegendes Bekenntnis, ein alle Menschengehirne erleuchtendes Kunstwerk. Denn: ich muß vor allem fürchten, daß man mich nicht versteht und daß schon deshalb meinem Bemühen der Erfolg versagt bleiben muß.

Könnte ich nur alles Erlebte verständlich machen! Nur um diesen einen Punkt geht es. Aber versuchen will ich es. Mag es ein Experiment sein. Mein letztes vielleicht.

Einfach ist es nicht. Ich bin die handelnde und leidende Hauptperson in einem. Ein Wissenschaftler – ein Rechtsbrecher. Ein Arzt – ein Mörder. Beides vereint sich schwer. Irrtümer müssen notwendigerweise

dazwischenliegen. Irrtümer aber wahrheitsgetreu nachzuzeichnen, wird dies mir gelingen? Oder soll ich mich einfach damit begnügen, wiederzugeben, was meiner Ansicht nach vor sich ging? Auch die Regeln der Kunst sind mir fremd. In dem Alter, da ich dies schreibe, mit mehr als vierzig Jahren, werde ich diesen ästhetischen Gesetzen bei aller meiner merkwürdigen Liebe für das Schöne und für das in sich Vollendete, für das Vollkommene, kaum noch auf den Grund kommen. Meine Hand, nicht ungeschickt und ziemlich sicher bei Experimenten, versagt den Dienst zu solchen Künsten.

Ohne großen Glauben, ohne Optimismus mache ich mich ans Werk. Aber ohne Optimismus, gibt es da Realismus, gibt es ein Werk? Dennoch will ich es versuchen. Ich will mir selbst einen Spiegel vorhalten. Mit ruhiger Hand. Mit wissenschaftlich prüfendem Blick. Ohne Erbarmen gegen mich, so wie ich es nicht hatte gegen andere. Was ist der Mensch, daß sich der Mensch seiner erbarme?

Mehr ist nicht möglich. Vielleicht gestaltet ein anderer aus den Protokollen dieser "Experimente an lebenden Seelen" einen lebensechten Roman.

Erstes Kapitel

I

Wie konnte ich, Georg Letham, ein Arzt, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, von einem gewissen philosophischen Streben mich hinreißen lassen, einen Rechtsbruch der schwersten Art, einen Gattenmord zu begehen? Und diese Tat zu begehen hauptsächlich aus Gründen des Geldes? So scheint es wenigstens dem Außenstehenden. Denn alles außer Geld konnte ich doch

haben von dieser Frau, die hündisch an mir hing. Schmähe ich sie mit diesem Wort "hündisch"? Nein. Ich versuche nur zu erklären, und es gelingt noch nicht. Da klafft ein innerer Widerspruch und doch ist es so gewesen.

Man hat sich in Gerichtskreisen und in der öffentlichen Meinung, wie sie in der hauptstädtischen Presse verkörpert ist, darüber gewundert, daß ich bei der Hauptverhandlung meines Prozesses, als es bei mir um "Tod oder Leben" ging, gegähnt habe. Es war der dritte Verhandlungstag, die Hitze war drückend, die Plädoyers brachten mir nichts neues und doch – alles wird man eher verstehen, als daß der wegen eines derartigen Verbrechens Angeklagte ganz offenkundig das Interesse an dem Ausgang der Verhandlung verliert. Aber dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer im Gegensatz zu den vielen echten Widersprüchen meines Wesens. Die anderen, sage ich, konnte es interessieren, was aus mir wurde. Mich aber konnte es nicht interessieren, was andere darüber dachten und mit welcher "Strafe", nach welchem Paragraphen des Gesetzes sie meine Schuld zwecks "Vergeltung und Abschreckung" sühnten. Denn um den logischen Zusammenhang von Schuld und Sühne einzusehen, dazu hätte es anderer Lebenserfahrungen gebraucht als ich sie hatte. Welches Gesetz sollte Anwendung finden für mich? Gewohnheits- und Traditionsgesetz werden mir nicht gerecht. Und das Naturgesetz? Zu oft hatte ich unschuldige Wesen leiden und dafür Schuldige, Böse, Niederträchtige glücklich werden gesehen. Strafen konnte man mich. Aber man konnte mich nicht zwingen, diese Strafe, Todesstrafe oder Verbannung nach C., wo das Gelbfieber und andere tropische Seuchen gerade jetzt wüteten, als eine Sühne anzuerkennen.

Oder sollte ich eine Aufklärung über mein asoziales Wesen, über eine "krankhafte Veranlagung", über meine

Unfähigkeit, als ordentlicher Bürger in einem geordneten Staatswesen weiterzuleben, aus diesen Plädoyers erhalten? War doch dieses "geordnete Staatswesen", als dessen sittlicher Exponent das Gericht sich darstellte, nach meinen Eindrücken und Erfahrungen alles andere als ein gesunder, sittlicher, in seinem Wesen geordneter Organismus.

Aber die Tat bestand. Ja, und nur sie bestand. Und wenn eine menschliche Kreatur eine Tat auf dem Gewissen hat, die in ihrer ehernen Unumstößlichkeit niemals abgeleugnet oder beschönigt oder entschuldigt werden kann – wenn es mich nun doch einmal zur Vernichtung eines anderen Menschenlebens getrieben hat, was sollen da Worte und lang ausgesponnene Reden und Beweise? Retten kann sich der Täter nicht mehr. Konnte er sich doch nicht einmal vorher, *vor* seiner Tat retten. Und hätte er *alles* vorhergesehen, wären dann trotzdem die treibenden Kräfte seines Innern nicht doch stärker gewesen als die Überlegungen seiner Vernunft?

Jetzt mag über sein äußeres Schicksal entschieden werden. Zu hoffen ist kaum noch etwas. Habe ich eine harte Haut, überstehe ich vieles. Bin ich empfindlich, gehe ich zugrunde. Was ist, ist. Alles ist geschehen. Es ist vorbei.

Ich habe in meiner Jugend, nachdem mein Vater seine Erziehungsversuche an mir gemacht hatte, das objektive Wissen in Form der Naturwissenschaft, den subjektiven Lebensgenuß in Form des Geldes angebetet. Mehr als oberflächlicher Genuß war mir das Geld, es schien mir der beste, weil einzige Ersatz für Gott in unserer sonst glaubenslosen Zeit. Geld ist ein fester Boden. Wer Geld hat, hat doch wenigstens etwas. Er steht auf dem sichersten Fundament der heutigen Weltordnung.

Möglichst viel zu wissen und möglichst viel zu besitzen – ein so einfaches Rezept und doch eine so schwierige Kunst! Wie inniglich habe ich, in meinem Innern stets unbeeinflusst, kalt und vereinsamt, diesen beiden Göttern Frondienste geleistet, habe Nächte in bakteriologischen Untersuchungsstätten und Pathologie-Laboratorien, andere Nächte wieder an Spieltischen verbracht – und in beiden hatte ich Glück. Ich habe die kostspieligsten Experimente (Schimpansen und Rhesusaffen kosten unsinnige Summen) mit Hilfe von Spielgewinnen ausgeführt. Ich habe mich mit Arbeit betäubt, wenn ich des Spielens müde war, und mich mit Spiel betäubt, wenn ich der geistigen Arbeit nicht mehr mit der nötigen Spannkraft und Konzentration gewachsen war. Am grünen Tisch, beim Bakkarat, kamen mir neuartige Gedanken zu wissenschaftlichen Experimenten. Glück hatte ich, aber glücklich war ich selten.

Meine Mutter habe ich früh verloren, meine Geschwister, ein Bruder, eine Schwester, waren mir fremd, mein Vater hat eine ebenso große wie verhängnisvolle Rolle in meinem Dasein gespielt, Freunde konnten wir nicht sein.

Eines Tages schlug ich, obwohl ich meiner Lebensführung längst überdrüssig geworden war, doch den Ruf nach einer kleinen Universität aus. Der Lehrtätigkeit brachte ich keine Sympathie entgegen. Ich veröffentlichte zwar das Ergebnis meiner bakteriologischen Versuche, die eine seltene, aber interessante Krankheit, die Rattenbiß-Krankheit, aufklärten, ich setzte sie aber vorläufig nicht weiter fort. Ich hatte im Spiel einen größeren Gewinn gemacht, ich schloß meine Tür ab und ging auf Reisen. Ich lernte meine künftige Frau kennen. Sie war sehr wohlhabend, unschön, nicht mehr ganz jung. Gewinnsüchtige Absichten lagen mir anfangs fern. In unserem Ehekontrakt, den wir unter Palmen und fruchttragenden Orangenbäumen an einem himmlischen Vormittag entwarfen, war von

Gütergemeinschaft nicht die Rede. Auch lebte (und lebt) aus der ersten Ehe meiner Frau eine erbberechtigte Tochter, die bald heiratsfähig sein mußte. Wir beratschlagten, auf das azurfarbene Meer hinausblickend, den Gang unserer künftigen Wirtschaft. Die Anzahl der Zimmer, viel zu viele, aber nur *ein* Schlafzimmer, das gemeinsame. Luxuriöser Haushalt – zu welchem jeder der Ehegatten die Hälfte beisteuern sollte, meine Frau aus ihren Zinsen, ich von meinem Verdienst als Arzt.

Daß ich nicht nur Forscher, sondern auch geprüfter, diplomierter Arzt war, hatte ich ganz vergessen. Und dabei war ich ein guter Diagnostiker, wenngleich ich die Krankheiten und fehlerhaften Körperzustände der Menschen mehr vom Vorlesungssaale, von dem Seziertisch und dem Mikroskop her kannte als aus der klinischen Beobachtung am Krankenbette. Aber die moderne, wissenschaftliche Untersuchungstechnik, Röntgenuntersuchung, chemische Analyse, biologische Funktionsprüfung, ist bereits so ausgebaut, daß diese präzisen Untersuchungen die Erfahrung am Krankenbett reichlich ersetzen.

Ich hatte von meinen Experimenten des ferneren eine hinreichende manuelle Geschicklichkeit. Vivisektionsversuche, Experimente an lebendem Material, können nicht ohne ein gewisses Maß chirurgischer Geschicklichkeit durchgeführt werden. Auch hier gelten die Gesetze der Asepsis, die das Geheimnis aller chirurgischen Tätigkeit darstellt.

Am ehesten brachte ich ein gewisses Interesse der Chirurgie und Gynäkologie entgegen, und dieses Interesse vertiefte sich noch, als ich nach meiner Rückkunft einige Monate an einer großen Klinik Volontärdienste geleistet hatte. Ich konnte also dann den Sprung aus der

theoretischen Wissenschaft in die praktische Chirurgie und Frauenheilkunde wagen – und wagte ihn.

Ich heiratete und wurde praktischer Arzt. Meine Frau war bald mit ihrer ganzen Energie und unverwüstlichen Lebensfreude dabei, mir die Wege zu ebnen. Eine Privatklinik in einer schönen stillen Straße der Großstadt wurde eröffnet. Ärztliche Kollegen, die mich früher als Pathologen zu Rate gezogen hatten, sandten mir Patienten zu und alles schien gut vonstatten zu gehen. Die Krankheiten interessierten mich, die Kranken interessierten mich nicht. Das ist bei neunzig Prozent aller Chirurgen so und muß so sein. Aus freien Stücken hatte ich meiner Gattin (sie hatte ein weiches Herz, ein zu weiches Herz) versprochen, mit den Tierexperimenten Schluß zu machen und nie wieder einen Fuß in einen Spielsaal zu setzen. Meine Verhältnisse waren geordnet.

Was war es im Grunde, was ich also "aus freien Stücken" gewollt hatte? Ein Mensch werden, wie es Millionen sind. Da kam der Krieg. Ich wurde eingezogen, aber nicht als Feldchirurg verwendet. Sondern man glaubte mir einen besonderen Dienst zu erweisen, wenn man mich einem bakteriologischen Laboratorium zuteilte. Ein ambulantes Komitee, stets an wichtigen Punkten im Augenblick der Gefahr eingesetzt. Es war nicht allein eine Zeit des sinnlos vergeudeten Bluts von Millionen, sondern auch eine Zeit der schauerlichen Seuchen, alle Bakterien waren losgelassen, welche den geschwächten und halbverbluteten, ausgehungerten, bekümmerten Menschen gefährlicher werden mußten als in Friedenszeiten. So hat die spanische Grippe in den Endjahren des Krieges bei dem damaligen elenden hygienischen Zustand der europäischen Menschheit Formen angenommen, die an die Pestseuchen des Mittelalters erinnerten. Die Menschen fielen wie Fliegen.

Ich ging nicht müßig. Ich arbeitete Tag und Nacht. Ich habe mein Möglichstes geleistet. Ich hatte Vorgesetzte und Untergebene. Ich hatte Anordnungen zu treffen und Anordnungen auszuführen. Serumversorgung, Seuchenbekämpfung, Forschung in praktischem Sinn. Darauf kam es an. Über Sinn und Zweck des Krieges und der strategischen Operationen schwieg ich. Man sprach auch nicht mit mir darüber.

Meine Frau schrieb mir täglich. Ich antwortete, wenn ich freie Zeit hatte. Ich war mit vielen Menschen zusammen, sprach aber durch Wochen kein persönliches Wort. Man achtete mich. Freunde gewann ich nicht, wohl aber Auszeichnungen und Orden. Diesen Dankeszeichen für meine patriotische Wirksamkeit hatte ich es viele Jahre nachher zuzuschreiben, daß man mich nach meiner schweren Verfehlung nicht zur Guillotine, sondern nur zur Verbannung verurteilte. Denn wer in den damaligen kritischen Zeiten der Seuchenbekämpfung gedient hatte, hatte sich um das Vaterland verdient gemacht.

Was aber jene Zeit in mir niedergerissen hat – ich schweige. Wie sie das Werk meines Vaters vollendet hat – ich spreche es nicht aus. Er – der Vater, so wie es – das Vaterland, ja, die Vaterländer alle in der ganzen Welt sind nicht unschuldig an der Entwicklung meines Wesens. Aber wie das den Richtern, den Geschworenen erzählen? Besser – die Hand vor den Mund und diskret gähnen.

II

Ja, mein Vater hat auf meine Jugend den bestimmenden Einfluß ausgeübt. Mein Leben war die Fortsetzung des Lebens meiner Eltern mit anderen Mitteln. Da sich meine

Eltern widersprachen, widersprach ich mir selbst. Meine Mutter ist verhältnismäßig jung gestorben. Ich habe von ihr nur eine gute körperliche Pflege und eben die allgemeinen mütterlichen Liebkosungen geerntet – sie hat mich sprechen gelehrt. Mein Vater hat mich denken gelehrt. Was ich als denkender Mensch bin, im besseren oder schlechteren, das bin ich durch ihn geworden. Es hat lange gedauert, bis ich aus dieser Kindsknechtschaft herauskam. Auch meine Frau übte eine Knechtschaft gegen mich aus – eine Güteknechtschaft, wenn ich so sagen darf.

Ich hatte sie geheiratet, um nicht allein zu sein. Sie sollte nur um mich sein, mir die Illusion der Gemeinschaft geben, aber sie sollte mich nicht beherrschen. Leider hatte sie andere Ansichten über unsere Beziehung. Sie war häßlich, ich sagte es schon, eine helle Brünnette, die sich mit Unrecht blond vorkam, schmale Schultern, breite Hüften, ein blattartig flaches, lehmfarbenes Gesicht mit stumpfer Nase, großen Nasenlöchern, in deren behaartes Innere man hineinsehen konnte. Die üblichen Enthaarungsmittel nutzten nichts, verschlimmerten nur diese häßliche Eigenheit. Wenig schön waren ihre spärlichen Zähne, die sie deshalb beim Sprechen und Lachen nicht gern zeigte. Späterhin wurden sie durch ein prachtvoll schönes künstliches Gebiß ersetzt. Denn sie war nicht frei von Eitelkeit und tat mehr zum Verbergen ihrer Häßlichkeit als manche anerkannt schöne Frau zur Erhaltung ihrer Schönheit tut. Ihre Augen waren hellbraun bis hellgrau – eine seltene Färbung, die aber mit den ebenfalls hellen, ziemlich üppigen Augenbrauen harmonierte. Ihre Häßlichkeit hatte mich von Anfang an nicht abgestoßen, sondern neben ihrer guten, gesellschaftlichen Stellung, ihrer positiven Lebensauffassung und ihrer Anspruchslosigkeit eher angezogen, da ich wußte, daß diese Dame mich durch Schönheit und sinnlichen Reiz nie auf Abwege bringen würde. Durch jene Gaben, durch

welche die Frauen im allgemeinen Männer meiner Art beeinflussen, würde sie niemals mich zu einer Tat bewogen haben, wie ich sie verübt habe. Aber es gibt andere Verwicklungen, andere Widersprüche.

Mein Vater war mir überlegen gewesen, weil er mir durch seine bloße Existenz schon imponierte. Er hätte auch ohne *mein* Leben existiert, ich aber nicht ohne das seine. Überlegen war er mir in stärkerem Maße durch seine ungeheure Fähigkeit, Menschen zu nehmen, zu behandeln. Nehmen heißt immer auch lassen, und behandeln ist von mißhandeln niemals weit entfernt. Er war älter als ich. Das war noch kein Grund, zu ihm emporzusehen. Er war aber auch stärker, schöner (Schönheit hat auf mich seit jeher geradezu magisch gewirkt, selbst in den sonderbarsten Erscheinungen und Verkleidungen). Am meisten überlegen war er mir aber – banal, aber wahr – weil ich ihn liebte. Er hat dies alles gefühlt. Denn er verstand sich auf Menschen, vielleicht, weil er während des größten Teiles seines Lebens seelisch von allem und jedem unabhängig war. Später, als er *mich* brauchte, als er mit ergrauenden, stets gefärbten Haaren, mit bitter werdenden Falten in seinem kleinen, scharf geschnittenen Gesicht, mit immer tieferen und immer mehr deprimierenden Lebenseinsichten rapid vereinsamt wurde, da war er mir mit einem Male fremder als fremd geworden.

Er war gefürchtet im Amt und einflußreich, einflußreicher als der Minister, höflich, reich und geizig, frömmlicherisch und Anarchist, Menschenfeind seit seiner verunglückten Expedition, und immer und überall grundsätzlich unaufrichtig – vielleicht sogar manchmal gegen seinen Willen. Er war es müde geworden zu lügen, zu heucheln, zu posieren. Es lohnte ihm nicht mehr. Er hatte alles auf diese Weise Erreichbare erreicht. Aber er mußte bleiben wie er war. Ich fragte ihn nicht mehr um Rat, meine

wissenschaftliche Laufbahn verdankte ich nur mir selbst. Geldangelegenheiten wurden ungern direkt zwischen ihm und mir geregelt, sondern in meinen jungen Jahren, als sie wichtig für mich waren, durch seinen Anwalt und durch meinen Vormund. Übrigens war das von meiner Mutter ererbte Vermögen bald nicht mehr der Rede wert.

Er erschien in den Nachkriegsjahren immer wieder bei mir, äußerte in zurückhaltender Form sein Interesse – aber er erhielt nie Einblick in das, was mich entscheidend bewegte. Plötzlich kam er auf den Einfall, seine künstliche, überlang gehegte Jugendmaske fallen zu lassen. Als ich ihn einmal nach einer Ferienreise mit meiner Frau in einer Hafenstadt des Südens wiedersah, trug er schneeweiße Haare. Aber sonderbarerweise sahen diese weißen, leicht gelockten, immer noch reichen Haare aus wie die Perücke aus dem Schaufenster eines Theaterfriseurs, ja, wie das Gesellenstück eines Friseurgehilfen auf einem Haubenstock. Ich lächelte und schwieg. Ich betrachtete ihn wie eine Wachspuppe in einem Jahrmarktsmuseum und wünschte ihm ernsthaft Glück zu seiner letzten Beförderung, die ihn direkt dem Minister unterordnete. So hoch war er bereits gestiegen. Die Minister wechselten und er blieb.

Er hatte meinen Trieb, rücksichtslos und schonungslos ins Innere zu sehen, geweckt, hatte mir als wehrlosem Kind gezeigt, wie man hinter die Dinge und Ideen kommt, wie man Menschen und Tatsachen dirigiert. Er hatte mir seine Erlebnisse auf seiner verunglückten Nordpolfahrt erzählt. Nicht der Unterhaltung wegen. Er hatte mich getroffen, wie ein Torpedo ein Schiff in Fahrt. Ich war mit der Zeit natürlich auch in sein Inneres eingedrungen, denn seine Wurzel war am Ende nicht einfacher und nicht komplizierter als die der meisten Menschen. Er brauchte mir nichts mehr zu sagen. Ich sah ihn ruhig an. Ich sprach

über die Ereignisse des Tages, wie sie in den letzten Nummern der Zeitungen geschildert waren, wir stritten nicht, wir waren in allem einig, verlangten nichts von einander, vorbildlicher Vater, vorbildlicher Sohn, wir lächelten beide, schüttelten einander die Hände, luden uns ein zu einem Glase Wein oder dergleichen, ich erkundigte mich, ein nicht vorhandenes Interesse vortäuschend, nach dem Befinden meiner Geschwister, er beantwortete meine Fragen mit einer Handbewegung: auch mir sind sie gleichgültig, aber dann wurde er ernster und fragte, wie ich mein Vermögen angelegt hätte. Als ob er nicht wüßte, daß meiner Frau alles, mir nichts gehörte. Aber darauf antwortete ich nicht, sondern lächelte nur und sagte: "Gewiß gut!" Nichts weiter. Und dabei beschäftigte mich dieser Punkt sehr. Mein Vater und ich waren uns fremd. Mehr als das: er langweilte mich. Ich verstand ihn und er langweilte mich. Was sollte er mir auch erzählen? Seine Rattenballade kannte ich.

Er ödete mich vor allem durch seine Liebe an. Nicht anders als meine Gattin. Nein, doch in einem Punkte anders. Denn ihr tat das Lieben und Nichtgeliebtwerden wie den meisten Frauen, die den Masochismus nie ganz verlieren, wohl. Wenn ich nicht in allem der ideale Mann war, wie sich ihn eine Frau in ihren Jahren vorstellte, so war ich ihr sicherlich wie ein Kind, dessen schmerzhaftes und für die Mutter gefahrbringendes Zurweltkommen es der Dulderin besonders wertvoll macht. Hätte sie nur mit den Beweisen ihrer Zärtlichkeit zurückgehalten! Sie benahm sich mir gegenüber nur zu oft wie eine Gluckhenne, mit viel Wärme im dreckigen Gefieder – oder wie eine idiotische, bäuerische, bigotte Amme – was weiß ich. Zum Unglück hatte sich von ihr mein Vater diese Manier angewöhnt, und es war oft zum Verzweifeln. Hätten sie mir statt Zärtlichkeiten und Liebesbeweisen bares Geld (oder einen Revolver) in die Hand gegeben, alles wäre anders

geworden. Aber dazu fühlten sie wohl zu zart. Beide hatten ein bedeutendes Vermögen. Aber sie enthielten es mir vor, vielleicht, um ein letztes Mittel in Reserve zu haben, mich an sie zu ketten. Das hätte ich verstehen können, gewiß. Aber wozu einen wehrlosen (innerlich mit sich selbst zerfallenen) Menschen mit den Beweisen eines Gefühls überschütten, das dieser nicht erwidern will und kann!

Meiner Frau war ich weniger fremd als meinem Vater. Wenn es *ihr* Spaß machte, zu leiden, so hatte *ich* gelernt, Spaß darin zu finden, sie leiden zu machen. Darin ergänzten wir uns vortrefflich. Ich studierte mit aller Genauigkeit, wie weit ich gehen durfte, ohne ihre Liebe zu verlieren. Ich ging so weit, als ich es mir ausdenken konnte. Fast bis ans äußerste – immer noch hielt der Faden, wenngleich zum Zerreißen gespannt. Aber bei der letzten Belastung riß er doch. Ich hatte einem Menschen Übermenschliches in "Liebes-Lust und -Leid" zugetraut und mußte es büßen. Denn über die Grenzen der gebrechlichen, menschlichen Natur geht ein Durchschnittslebewesen nie hinaus. Ich hatte also, wenn ich gespielt hatte, zu hoch und zu riskant gesetzt, und wenn ich gerechnet hatte, hatte ich mich verrechnet.

Aber bereute ich deswegen? Nein. Auch die Todesstrafe hätte mich nicht geschreckt. Ich denke an die Zeit der Gerichtsverhandlung. Mich zu strafen war jedes irdische Gericht zu schwach, zu komisch, zu gebrechlich. Da hätte schon Gott oder Satan in eigener Person sich mir offenbaren müssen. Ich gähnte. Wäre es in meiner Macht gelegen, ich hätte mein infernalisches Experiment wiederholt unter anderen Versuchsbedingungen, aber ich hätte diese alte, liebessüchtige Frau, diese künstliche Blondine mit den strahlenden, hellgrauen Augen im platten, emaillierten Gesicht und den blauen Krampfadern an den Beinen doch aus der Welt geschafft und womöglich

meinen guten, alten, in Ehren und Würden schlohweiß gewordenen Vater dazu. Es gibt solche Menschen.

III

Ich muß noch eines Menschen Erwähnung tun, der der wichtigste für mich hätte sein können – vielleicht? Wer weiß es? Walter, mein Jahrgangskollege beim medizinischen Studium. Wir hatten einmal in einer Vorlesung ein eigentümliches Erlebnis, das ich seither lange schon vergessen glaubte. Aber jetzt in der Untersuchungshaft, in der Zeit zwischen Tat und Urteil, in den schwer zu ertragenden Stunden der Verlassenheit, im Stadium des Aufsichselbstangewiesenseins, des außerordentlich qualvollen Grübelns und Analysierens, wozu einen jeden die Einsamkeit zwingt, besonders wenn man bis dahin ein geistig intensives Leben geführt hat – da entsann ich mich dieses an sich unbedeutenden, episodischen Erlebnisses.

Der alte Professor der Physiologie hielt uns eben einen langen Vortrag über die optischen Eigenschaften des menschlichen Auges, als sich links hinter der großen Holztafel die kleine Tür öffnete, welche den Hörsaal mit den anderen Räumen des physiologischen Instituts verband.

Wir sahen anfangs gar nicht hin, denn jetzt war unsere Aufmerksamkeit auf die schwierigen Berechnungen und Formeln konzentriert, die der Professor mit knirschender Kreide auf die von der Mittagssonne grell beleuchtete schwarze Tafel schrieb.

Noch sehe ich die schöne, schlanke und doch männlich energische, sehnige Hand meines Kollegen vor mir, wie sie

die Formeln in ein etwas unordentlich geführtes Kollegheft abschreibt; während die dunkelgrauen, leuchtenden Augen mit ihrem Ausdruck vollkommener, darf ich sagen? freudiger Intelligenz nicht von der Tafel abweichen, malt die Hand fast unkontrolliert, in der Zeilenrichtung nach oben und unten abweichend, die Ziffern nach.

Da entsteht plötzlich Bewegung, die Studenten in der Nähe des Katheders beginnen zu lachen, zu trampeln, von ihren Sitzen aufzustehen; etwas noch nicht einmal Kniehohes, Struppiges, Sonderbares, Rötlich-weißes schlängelt und windet sich zwischen ihnen durch, ich sehe jetzt hin. Ein schmutzig-weißer Pudel mit buschigem, krampfhaft wedelnden Schweif, den Kopf bis zu der hellbraunen nackten Schnauze mit Blut bedeckt, eine große, viereckige Wunde auf einer Seite des Kopfes, wedelt stumm, mit heraushängender, an den Rändern gequetschter Zunge, mit verdrehten Augen, an den Füßen des entsetzten, nein, nicht entsetzten! nur verblüfften Professors vorbei. An den hübschen Fesseln der mageren Beine sieht man zernagte, schmale Lederriemen nachgeschleppt. Bellen oder Winseln hört man nicht. Nur röchelndes Atmen.

Mein Vater hatte mich, ich erzähle es später in aller Ausführlichkeit, gegen die Schauerlichkeiten des Daseins, wie es wirklich ist, abgehärtet. Sonst hätte ich niemals das Studium der Medizin gewählt, ich hätte der Verlockung, auch dem körperlichen Leben hinter seine Geheimnisse zu kommen, widerstanden. Widerstehen müssen! Ich glaubte mich also gegen alle Eindrücke selbst der gräßlichsten Art gefeit. Ich wollte es sein. So wollte ich sein. Es schien so. Ich hatte Leichen in aller Ruhe seziiert und dazu meine Zigarre geraucht, wie alle anderen Mediziner im ersten Semester es tun. Ich hatte auch bereits Vivisektionsversuchen beigewohnt, wie sie, um reiner Lehrzwecke willen, den Studenten im dritten Semester

schon vorgeführt werden. Immer war ich auf derartige Nachtseiten des Daseins im Interesse der wissenschaftlichen, humanen Forschung vorbereitet gewesen und hatte sie, wenn auch nicht leicht, ertragen. Jetzt aber befand ich mich in einem Zustand grausigen Entsetzens, unvorbereitet, wie ich war, als das Tier schweifschlagend immer höher die Stufen des Amphitheaters emporkrauchte, mit seinem panisch verrückten Blick an uns emporsah – jetzt zog das Biest schlüpfend tief die Luft durch seine semmelfarbenen, etwas blutigen Nüstern ein, um seine Qualen endlich in einem Heulen zu entladen. Da stand mein Nachbar schnell auf. Das Tier war schon bis an unsere Bank, die sich auf der höchsten Höhe des Amphitheaters befand, in schnellem Zickzacklauf hinaufgerannt, vielleicht, weil von hier aus eine Tür ins Freie führte, die wegen der herrschenden Sommerglut geöffnet war. Die Wunde am Schädel war aus der Nähe deutlich zu sehen, säuberlich war die Haut abpräpariert, die milchweiße Hirnhaut war in der Form eines Rhombus eingeschnitten, zwei sehr kleine, silbern glitzernde Instrumente, ich erinnere mich nicht mehr genau, welcher Art, vielleicht Ansätze von Injektionsspritzen hingen noch in dem Wundkrater, der deutlich pulsierte.

Der Tumult um uns war ungewöhnlich laut. Aber er trug eher heiteren Charakter. Die Studenten faßten die Sache als Ulk auf und der Professor tat desgleichen, er wischte mit einem großen Schwamm die Ziffern von der Tafel aus, als wolle er auch diese kleine Episode des Hündchens, des Ausreißers aus dem Arm der Wissenschaft auslöschen. Die Studenten und Studentinnen umringten ihn, der schwitzend und gestikulierend abwehrte. Besonders entsinne ich mich des lachenden Gesichts und der schönen Zähne einer blonden Studentin, die das Haar in Madonnenfrisur nach Art der damaligen Zeit frisiert trug

und die jetzt leichtfüßig, die langen, seidenen Röcke raffend, dem Tiere bis zu uns beiden nachhüpfte, es so lockend, wie es junge Mädchen mit ihren Schoßhündchen tun, wenn diese ihnen auf dem Spaziergang weggelaufen sind und die sie mit Koseworten, "mein Liebchen", "mein Süßes", "mein Kleiner", "böser Junge du" etc. etc., zurückzuschmeicheln versuchen. Grauenhaft, wie dem unseligen Tiere beim Klange dieser tiefen, gurrenden, lockenden Menschenstimme das Heulen in der Kehle erstarb, wie es sich plötzlich, in seinem ewigen Vertrauen auf seinen Gott, den Menschen, betrogen, mit dem Oberkörper an unsere Füße gestemmt, mit dem verwundeten Haupt nach dem schönen Mädchen umwandte.

Aber es kehrte nicht zu seinen Peinigern zurück. Mein Freund schlug mit dem silbernen Griff seines Spazierstockes dem Tier von rückwärts den Rest der Hirnschale ein. Er hatte die linke Hand gehoben, hatte gezielt, hatte zugeschlagen. Ein dumpfes Geräusch, – und aus. Lautlos legte sich das Tier zur Seite und war nicht mehr.

Der Student stand auf, stieg, den Spazierstock am anderen Ende in der Hand haltend, zu dem Katheder hinab, wusch dort den besudelten Griff, trocknete ihn an dem Handtuch neben der Tafel. Und kehrte zurück an seinen Platz. Das sonderbarste war, daß niemand, weder der Professor, noch die Studentin an diesen Handlungen etwas Besonderes fanden. Der Professor klingelte dem Laboratoriumsdiener, er solle den Kadaver hinausschaffen, die Studentin setzte sich, nachdem sie meinem Nachbar vergebens einen koketten Blick aus ihren blauen Augen zugesandt, wieder auf ihren Platz in der ersten Reihe, den sie dank ihrer Pünktlichkeit von der ersten Vorlesung an inne hatte, mein Nachbar wandte sich weiter seinem unordentlichen,

alsbald kreuz und quer beschriebenen Vorlesungsheft zu, und es ergab sich weiter nichts. Später erfuhr ich, daß der mit dem Hunde beschäftigte Experimentator zum Telefon gerufen worden war. Der Laboratoriumsdiener hatte sich, um eine Zigarette zu rauchen, ebenfalls aus dem heißen Experimentierraum gedrückt, und das ungewöhnlich starke, kluge, unbetäubte Tier hatte sich – man verstand nicht, auf welche Art – losgemacht und war in seinen Qualen nach dem Hörsaal getrabt, für den es noch nicht völlig geeignet war. Denn es hätte erst in einigen Wochen vorgeführt werden sollen, als sich die Lähmungswirkungen der partiellen Gehirnexstirpation in richtiger Form entwickelt hätten.

Zu diesem Studenten Walter fühlte ich mich in der merkwürdigsten Art, für die es keine Worte gibt, hingezogen. Vielleicht so, wie der rettungslos Erkrankte zu dem Arzt. Aber was soll der eine mit dem anderen? Nichts. Rettungslos – Arzt. Auch ein Gott findet keinen Reim darauf.

Walter absolvierte seine Examina etwa zur gleichen Zeit wie ich. Er war gesund, stark, ein Bild blühenden Lebens. Er war der Sohn eines hohen Offiziers und ursprünglich ebenfalls zum Militärdienste bestimmt. Aber er hatte das Studium vorgezogen. Er hatte ebenfalls experimentelle Pathologie und Bakteriologie gewählt. Wir hatten also das gleiche wissenschaftliche Spezialgebiet. Er war Linkser, aber, wie viele Linkshänder, ungewöhnlich geschickt. Manchmal freilich ging ihm alles fehl. Aber er dauerte aus.

Ich machte oft Versuche, ihm näher zu kommen. Es ist nie gelungen. Er war fröhlicher Gemütsart, sportlich geschult, er erschien mir abgehärtet außen und innen, nicht ohne Humor, als "ein Mensch ohne Nerven". Von allzu humanen Mitleidsregungen schien er, wie ich ihn später beobachtete,

ziemlich frei. Er hatte dem Tiere, wenn man es recht begriff, den Gnadenstoß gegeben nicht aus Mitleid mit dessen Qualen, sondern weil durch das Losreißen des Tieres und dessen Andrängen an die Studenten aller Wahrscheinlichkeit nach infektiöses Material in die angelegte Hirnöffnung gelangt sein mußte und er, Walter, den Hund daher als verloren und für den Zweck des Versuches ohnehin unbrauchbar geworden ansehen mußte.

Der bildschönen Studentin, die sich dann später öfters in unserer Nähe gezeigt hatte und die in aller Unschuld ein herausforderndes Wesen zur Schau trug, wich ich aus. Ich beachtete sie nicht weiter. Meine Frau war körperlich und seelisch ihr gerades Gegenteil, wenn es überhaupt gegensätzliche Typen unter den Weibern gibt.

Mit Walter traf ich oft zusammen. Schon sein Äußeres gewährte Freude. Sein bezauberndes, jungenhaftes Lachen hat mich oft angesteckt. Ich lachte gern, ich kopierte sogar das Lachen anderer. Aber einem persönlichen Gespräch wich er stets aus, ich interessierte ihn offenbar nicht – im Gegensatz zu vielen Frauen, auf die ich, ohne zu wollen, Eindruck machte und die mir, in dieser oder jener Form, zur Last fielen und die mich meist viel ernster nahmen als ich sie.

IV

Sollte man nicht glauben, ein solches Erlebnis wie das mit dem mitten im wissenschaftlichen Versuch geflüchteten Pudel müßte mich bewogen haben, dem medizinischen Studium im allgemeinen und den Tierversuchen im besonderen zu entsagen? Nichts wäre natürlicher gewesen. Ich hatte einen angeborenen Sinn für das ästhetisch Reizvolle. Als Kunsthistoriker oder dergleichen hätte ich